

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 9 (1905)

Artikel: Kinder der Seele [Fortsetzung]
Autor: Goeringer, Irma
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-573835>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 07.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



DIE SCHWEIZ
14530.



— Kinder der Seele —

Roman von Irma Goeringer, Zürich.

(Fortsetzung).

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Werner, der zu sehr Nassauer war, um Gieses Bewunderung des großen Staatsmannes zu begreifen, sprach etwas gereizt: „Ich wundere mich nur, daß Sie ihn nicht gleich Otto genannt haben; das würde Sie doch noch mehr an Ihr Ideal erinnern! Uebrigens wußte ich nicht, daß Sie Preuße sind, Herr Doktor!“

„Preuße, wie so? Ach, weil ich unser Bismarck sagte! Nein, Herr Werner, ich bin Nassauer, so gut wie Sie. Aber vor allen Dingen bin ich Deutscher, und jeder Deutsche muß dem Kanzler dankbar sein. Ohne ihn hätten wir heute noch kein einiges Vaterland!“

Werner zuckte die Achseln. „Da könnten Sie ebensogut sagen ‚unser Napoleon‘; denn ohne den gewaltigen Korps hätten wir, meiner Ansicht nach, noch viel weniger ein einiges Deutschland. Aber natürlich steht Bismarck diesem zweijährigen Kindlein ‚Deutsches Vaterland‘ zeitlich näher als der italienische Franzose, dessen Bedeutung übrigens nicht einmal der funkelneue Patriotismus des frischgebackenen deutschen Staatsbürgers schmälern kann.“

Giese brauste auf: „Das ist paradox, und es wäre traurig, wenn Sie in Wirklichkeit . . .“

„Aber verehrter Herr Doktor!“ Die sanfte Frauenstimme mit einem Unterton überlegener Bestimmtheit wirkte beruhigend auf die erregten Politiker. „Sie wissen so gut wie ich, daß mein Mann während des Krieges freudige Opfer brachte an Geld und Arbeit und daß er sich dessen nie gerühmt hat. Sie müssen aber auch anderseits bedenken, daß ein Historiker, der mitten im Schaffen ist, eine etwas einseitige Vorliebe für den Helden bekommt, den er gerade unter der Feder hat. Das ist menschlich, nicht wahr? Und ihr lateinisch gebildeter Herr dürft am wenigsten vergessen, daß geschrieben steht «Homo sum . . .»“

«Humani nihil a me alienum puto!» Beide Herren riefen es lachend und verbeugten sich dann vor Frau Marie Werner.

„Meine gute Mei“ — über des Historikers Auge legte sich ein feuchter Schimmer — „du findest doch immer das rechte Wort!“

Auch Giese sah sie bewundernd an.

„Donnerwetter, Donnerwetter! So 'ne Frau! Die macht mit einem, was sie will. Und immer hat sie recht. Wo sie's bloß herkriegt?“ Das klang sehr achtungsvoll.

Frau Marie lächelte, die Grübchen in ihren Wangen vertieften sich, der hübsche Frauenkopf mit den grau melierten krausen Haaren und den klugen Augen sah ungemein sympathisch aus. Sie nahm die lebhafteste Huldbildung an wie etwas Gewohntes, ihr Zukommendes, liebenswürdig, aber sehr gelassen.

In Hilde wallte es auf. So sein, so sicher, so beherrscht, so klar! Sie drängte sich an Frau Werner und legte schüchtern die Hand auf ihren Arm.

Sogleich wandte sich Frau Marie ihr zu.

„Nun, Hilde, wie geht's?“

„Ach, Tante Mei, ich möchte fragen wie Dr. Giese: Woher nehmen Sie die Macht, mit den Menschen zu schalten, wie Sie wollen?“

„Aus meinen Schmerzen, die überwunden sind, mein Kind! Wer herrschen will, muß dienen können; wer helfen will, muß gelitten haben. Aber das ist der Alten Weisheit: Sie sind jung, für Sie ist die Freude da!“

Hilde seufzte. Wieder fühlte sie sich zurückgestoßen. Immer war es ihre Jugend, die sie hindern sollte zu ver stehen, was sie lernen wollte. Auch diese Frau, die so vielen half, ihr verschloß sie sich. Hilde wußte noch nicht, daß nur die Schwäche Stütze in andern findet, daß die Stärke sich selber helfen muß, weil sie ihre eigenen Schmerzen hat.

Lisette zog die Portiere zurück und sah ihre Herrin auffordernd an. Man ging zu Tisch.

Dank Frau Werner, die fast unmerklich die Unterhaltung lenkte, Meinungsverschiedenheiten die Spitze abbrach und jedem etwas zu sagen wußte, das ihn freute, einten sich alle unter die Herrschaft einer heitern Harmonie.

Sehr zufrieden stand man auf, um den Kaffee im Zimmer des Hausherrn zu trinken. Als Rainer die verschiedenen Liköre anbieten wollte, fand er neben dem silbernen Tablett auf seinem Schreibtisch die während des Abendessens eingelaufene Post. Oben lag ein Brief seines Schwiegervaters. Herr Hartwiger schrieb so selten,

daß Rainer unwillkürlich seine Frau anrief: „Baby, ein Brief vom Papa!“

Hilde wurde so blaß, daß Frau Werner den Arm um sie legte. Auch die andern merkten auf, und da sie alle das eigentümliche Verhältnis kannten, in dem Rainers zu dem Vater standen, erwachte eine allgemeine teilnehmende Neugierde. Was mochte der Alte schreiben?

Rainer sah, den Brief in der Hand, fragend auf Hilde.

Sie nickte ihm zu: „Les!“

Fritz überflog nur die ersten Zeilen; dann sagte er erzwungen ruhig:

„Da die Herrschaften doch in den nächsten Tagen die Tatsache erfahren würden, liegt kein Grund vor, aus der Nachricht ein Geheimnis zu machen. Dein Papa, meine Hilde, hat sich verlobt und wird schon in aller-nächster Zeit heiraten!“

Hilde stand reglos. Ihre Blicke gingen in erstaunt unbeholfener Frage von einem zum andern. Sie begriff von dem Entschluß ihres Vaters nur das eine: an den Platz ihrer Mutter trat eine Fremde, die er sich erwähnt hatte — oder vielmehr seine Familie. Die alten Möbel im Hause, die Pferde im Stall, die Blumen im Garten, hundert Kleinigkeiten, die von der Mutter stammten und die Hilde das Vaterhaus lieb machten, alles, alles würde nun der neuen Frau gehören, ihr, der Fremden, die Herrin in Großwerdau wurde. So Heimatlos, so verlassen, so fortgestoßen von dem Fleck Erde, auf dem sie geboren war, hatte sich Hilde noch nie gefühlt. Unwillkürlich flüchtete sie sich zu ihrem Mann.

Rainer, der ihre Verwirrung verstand, zog sie zärtlich beruhigend an sich.

Die andern redeten, sobald die erste Ueberraschung überwunden war, sehr eifrig über die Verlobung. Giese schlug Rainer kräftig auf die Schulter: „Ich kondoliere, mein Alter! Das ist nicht angenehm, wenn der Schwiegervater nochmal auf die Freite geht! Na, du kannst's ja aushalten, hast dein Teil im Trocknen! Aber ein bißel rücksichtslos ist es schon von dem alten Herrn!“

„Walter!“ Frau Selma legte dem Gatten die Hand auf den Arm, und der feste Druck ihrer schlanken Finger belehrte ihn, daß er wieder mal eine Taktlosigkeit begangen hatte. Er schwieg verlegen und schaute ängstlich nach Hilde. Sie schien nichts gehört zu haben; denn sie lauschte mit vorgeneigtem Kopf auf Frau Werner, die, sanft ihre Hand streichelnd, leise zu ihr sprach. Dafür griff Werner die Bemerkung auf und verteidigte die Verlobung als die sehr vernünftige Handlung eines Mannes, der für seinen großen Besitz einen männlichen Erben braucht. Rainer war das Breittreten der Angelegenheit äußerst peinlich. Er bereute es, überhaupt etwas davon gesagt zu haben. Vergebens versuchte er, Werner zu unterbrechen. Der Gelehrte, der sich an einer spitzfindigen Auseinandersetzung über Erbschaftsfolge in adeligen und bürgerlichen Häusern ergötzte, ließ sich nicht ablenken. Rainer blickte, nach Unterstützung suchend, umher; aber Giese war verstummt, Frau Selma ärgerlich über ihren Mann und Frau Werner sprach mit Hilde.

Da — Rainer atmete auf — kam aus dem Nebenzimmer Hilfe.

Dr. Frei spielte das Andante aus der Es-dur Sonate von Beethoven. Er spielte gut und verständnisvoll.

Alle, selbst Giese, lauschten ergriffen den erhabenen Melodien. Rainer staunte, wie mächtig die Tonsprache auf Hilde wirkte. Ihre Züge verloren den gequälten, nervösen Ausdruck, ihre Haltung wurde weich, fast sehnsüchtig, so als folge alles Lebende in ihr dem Lockruf einer Stimme, die nicht von dieser Erde kam.

Als die Musik verstummte, ging Hilde zu Frei. Sie dankte ihm nicht, sie fragte ihn nur mit einem bedingungslosen Vertrauen, als ruhe bei ihm jede Erkenntnis: „Was soll ich tun?“

Er antwortete bestimmt, ohne sich zu besinnen:

„Nähren Sie keine falsche Sentimentalität! Ihre Mutter verliert jetzt nichts mehr. Großwerdau aber braucht eine Herrin, einen Erben. Ich weiß, daß es nicht der Geldverlust ist, der Sie beunruhigt, Sie fürchten nur, in der Heimat fremd zu werden durch die Fremde. Seien Sie aufrichtig! Hatten Sie denn je eine Heimat? Waren Sie jemals wirklich zu Hause dort, wo sie geboren sind? Was bindet Sie und die Ihren zusammen? Nichts, was Sie durch die Heirat verlieren. Darum gönnen Sie Ihrem Vater sein Glück; vielleicht wird er wirklich glücklich. Ihr Heim ist hier bei Ihrem Mann, bei denen, die Sie lieben aus eigener Wahl, nicht aus Gewohnheit. Lassen Sie Ihrem Vater seine Art zu leben, wie er Ihnen die Ihre läßt! Dann werden Sie sich auch verstehen — denn das ist das Natürlichste!“

Hilde hatte sehr nachdenklich zugehört. Sie schwieg einen Augenblick, nachdem Dr. Frei gesprochen hatte, als wiederhole sie in Gedanken nochmals seine Worte. Dann sagte sie ruhig:

„Sie haben recht. Ich sah die Sache nur nicht gleich von dieser Seite an. Aber jetzt bin ich mir klar darüber. Man muß eben versuchen, die Dinge vom Beinwerk zu säubern; dann sind sie meist ganz einfach. Ich danke Ihnen, daß Sie mir geholfen haben. Darf ich immer zu Ihnen kommen, wenn ich schwankend bin?“

„Zimmer, Frau Hilde, immer!“

Sie nickte ihm herzlich zu und ging mit einem frohen Lächeln zu den andern zurück.

Dr. Frei sah ihr nach mit fest zusammengepreßten Lippen. Er fühlte, da wuchs etwas in ihm auf, etwas Gefährliches, Verzehrendes. Damit mußte er fertig werden, und wenn es sein Herzblut kostete! Aber die, um deretwillen er litt, durfte nichts davon wissen. Sie sollte nur das Gute davon haben.

Rainer war sehr angenehm berührt, daß Hilde, nachdem die Gäste fort waren, ganz gelassen mit ihm die Verlobungsangelegenheit besprach. Seine vornehme Natur empfand die Heirat des Schwiegervaters nur peinlich für Hilde. Wenn sie sich gut damit abfand, hatte auch er nichts dawider.

So setzten sie denn noch gemeinsam ein freundliches Glückwunschtelegramm auf, ehe sie zu Bett gingen.

Rainer schlief sofort, er war sehr müde. Aber Hilde lag noch lange mit offenen Augen, grübelte über Dr. Freis Worte nach und nahm sich vor, in Zukunft möglichst in seinem Sinne zu denken. Dann schien ihr das Leben viel leichter zu verstehen. Sie freute sich, daß sie diesen Freund besaß, der auch das Unausgesprochene, Unbewußte in ihr verstand und ihr half, damit zurechtzukommen.

* * *

V.

Sie waren nicht zur Hochzeit gegangen. Frei, der Hildes Arzt war — denn Rainer wollte, wie viele Aerzte, seine Frau nicht selbst behandeln — hatte es verboten.

„Sehen Sie mal, Frau Hilde,“ sagte er, „was haben Sie denn davon, wenn Sie in diesem Trubel Ihre junge Stiefmutter kennen lernen? Einen Eindruck von ihrem Wesen kriegen Sie nicht oder höchstens einen falschen. An seinem Hochzeitstag ist kein Weib normal. Dann scheint mir auch die ganze Situation etwas peinlich. Auf der einen Seite der Bräutigam, der sich vor seiner erwachsenen Tochter vielleicht unbehaglich fühlt, die Braut, die gerade an diesem Tage nicht gern daran erinnert wird, daß sie die zweite Frau ist, Sie selbst mit einem Herzen voll Liebe für die Tote ... Nein, kleine Frau, das ist nichts, das gibt ein schiefes Bild und mehr Unerquickliches in einer Stunde als in einem Jahr gut gemacht werden kann. Warten Sie ab; eine bessere Gelegenheit, Ihrer Stiefmutter ins Herz zu schauen, wird sich bald finden. Außerdem sind Ihre Nerven jetzt gar keiner Aufregung gewachsen, und deshalb allein schon will ich nicht, daß Sie reisen.“

Hilde fügte sich, da sie sah, wie sehr ihr Mann mit dem Freund übereinstimmte. Von ihrem Vater bekam sie auf die Abgabe einen bedauernden Brief, dem man in jeder Zeile die Erleichterung anmerkte, und ein Bild seiner Braut. Rainer blickte seiner Frau über die Schultern, als sie die Photographie betrachtete. Er wollte etwas sagen; aber Hilde legte die Finger auf die Lippen. Lange saß sie schweigend und durchforschte Zug für Zug des fremden Gesichtes, Rainer beobachtete sie ängstlich. Sie sah so merkwürdig feierlich und ernst aus — zu reif für ihre Jahre! Endlich nahm Hilde das Bild, hob es an ihre Lippen und drückte einen innigen Kuß darauf. Dann ging sie rasch, ohne ein Wort gesprochen zu haben, aus dem Zimmer.

Rainer ließ sie gewähren; er wußte schon, daß sie jeden neuen oder starken Eindruck allein mit sich verarbeiten mußte.

Bei Tisch hatte Hilde verweinte Augen, war aber ruhig und heiter.

Als Frei am Abend kam, legte sie das Bild vor ihn hin und sagte: „Ich möchte sie doch bald kennen lernen ...“

Frei schaute auf die Photographie und nickte befriedigt: „Na, das wird ja ganz gut gehen! Nur nichts überstürzen!“ Er drehte sich auf dem Stuhl um und faßte Hildes Hände: „Wissen Sie, kleine Frau, was das Beste ist an einem Menschen? Wenn er tapfer ist gegen sich selbst und gerecht gegen andere. Das bringt mancher großmächtige Mann nicht fertig, und Sie, Sie Stückchen Zierlichkeit, mir scheint, Sie können es.“

Hilde wurde dunkelrot. Ein ganz neues Gefühl von Stolz stieg in ihr empor, daß Frei sie lobte. Mit glücklichen Augen schaute sie auf ihren Mann, der nachdenklich von einem zum andern blickte. Als er Hildes Augen auf sich gerichtet sah, lächelte er mühsam und sagte freundlich: „Ja, Baby ist ein tapferer kleiner Kerl, und Baby wird ein so großer Held werden, daß Baby den armen Fritz verachtet und kein bißchen mehr lieb hat.“

„Der Keizer!“ Hilde lachte ausgelassen. Aber

als Rainer gleich darauf aufstand, um im Nebenzimmer etwas zu suchen, ging sie ihm nach. Frei konnte von seinem Platz aus sehen, wie sie an ihres Mannes Hals hing, ihn küßte und ihm Zärtlichkeiten sagte. Nun war es an Frei, ein nachdenkliches und betrübtes Gesicht zu machen.

* * *

Mit dem geplanten Besuch in Großwerdau wollte es nicht glücken. Rainers Praxis hatte sich in den ersten Monaten nach der Heirat seines Schwiegervaters sehr erweitert, und natürlich konnte er die neugewonnenen Patienten nicht gleich im Stiche lassen. Als dann aber die schlechte Jahreszeit eintrat — gleich nach Weihnachten bis zum Frühjahr — mehrten sich die Krankheitsfälle in so bedrohlicher Weise, daß Rainer es für gewissenlos erklärte, auch nur einen Tag Wiesbaden zu verlassen. Da Ostern in diesem Jahr sehr spät fiel, hoffte Hilde darauf, die Feiertage in Großwerdau zu verbringen. Durch ein paar Briefe war sie der Stiefmutter soviel näher gekommen, daß sie sich nun beide nach einem persönlichen Kennenlernen sehnten. Fritz sprach mit Frei, ob er auf vierzehn Tage seine Praxis mitübernehmen könne, und Hilde rüstete mit Sorgfalt Geschenke und Toiletten.

Da kam am Gründonnerstag ein Telegramm: „Heinz, der Stammhalter erfreute uns heute durch sein Erscheinen. Erwarten Euch an Pfingsten zur Taufe. Vater.“

Hilde lachte und weinte in einem Atem. „Ein Brüderchen! Fritz, ich hab' ein Brüderchen! Wie mag es nur aussehen? Ob es schwarz ist wie die Mutter oder blond wie Papa? Natürlich ist es blond. Alle ersten Söhne sind blond bei den Hartwigers!“ Der Familienstolz klang durch, zum ersten Mal, seit Rainer seine Frau kannte.

Man telegraphierte, und Hilde lief in die Stadt, um ein möglichst hübsches Tragkleidchen für den Kleinen auszusuchen. Die Verkäuferin lächelte über den Eifer der jungen Frau: „Es ist wohl Ihr erstes Kindchen, gnädige Frau?“

Hilde sah das Mädchen verblüfft an. „Es ist gar nicht mein Kind, es ist mein Brüderchen!“ sagte sie verweisend, und innerlich dachte sie: Ein Kind kann jede junge Frau haben; aber ein Brüderchen, ein kleines, winziges Brüderchen von einem Tag — nein! Das war etwas Besonderes.

Am Abend schrieb sie einen langen, überströmend freudigen Brief an ihren Vater. Die Antwort war eben so herzlich und der Dank für das Tragkleidchen von beiden Eltern sehr warm.

Für Hildes Ungebuld kroch die Zeit viel zu langsam. Herr Siegel schüttelte den Kopf: „Sie werde schludrig, Frau Rainer, passe Se uff, passe Se uff ... Ihr Stimm is mehr wert als alle kleine Rinnercher zusamme!“

Auch Dr. Saling sprach zu Hilde mit der traurigen Güte, die jede auf das Leben gebaute Hoffnung in ihm erweckte:

„Sie legen die Strahlenkrone Ihrer Phantastie auf das kleine Köpfschen Ihres Bruders — natürlich ist er nun ein König. Wenn das Diadem einmal verblaßt, dann rechnen Sie es dem Kinde nicht an! Wir sind nie so grausam, als wenn die von uns geschaffenen



Idealgestalten sich als gewöhnliche Menschen enthüllen. Kommen Sie, Frau Rainer, wir lesen noch einmal ‚Maria Magdalena‘ zusammen!“

Ein Fremder würde nie gemerkt haben, wieviel Hilde in den anderthalb Jahren ihrer Ehe gelernt hatte. Sie verbarg ihr Wissen wie einen Schatz, an dem man sich nur heimlich zu freuen wagt. Dr. Saling und Siegel stritten sich immer wieder, wer die größten Resultate zu verzeichnen habe. Nur Dr. Frei sagte nichts. Aber wenn er, was nicht selten geschah, mit seiner Freundin am Neroberg spazieren ging und in einem jener ehrlichen Gespräche, wie man sie unter dem Schutze des Waldes findet, in der reinen Seele der jungen Frau den Ernteseget seiner Geistesfaat entdeckte, dann fühlte er die Freude eines Mannes, dem ein von seiner Hand bebauter Boden die ersten Früchte bringt. Doch seine größte Genugtuung war, daß seine Erziehung auch auf Hildes urreigenste Veranlagung Einfluß hatte, daß er die Folgen seiner Lehren in ihrem Gesange spürte. Früher, wenn sie ein Liebeslied sang, dämpfte angeborene und anerzogene Zurückhaltung den Ausdruck ihrer Empfindung. Seit sie durch ihn gelernt hatte, jedes gewaltige Gefühl als ein natürliches Recht anzusehen, seit er die Grenzen erlaubter Lebensbetätigung für ihre Erkenntnis und Duldung noch einmal soweit zog, brauste durch ihren Gesang der Wiederhall des unübertönbaren Sturmliedes triebkräftiger, triebfroher Liebe. Als er das zum ersten Mal vernahm, erschrak er. Indessen ein Blick in ihr schönes, reines Antlitz beruhigte ihn. Die Hoheit dieser Frau war so echt, daß sie stets steigen würde über die herabziehende Macht der betörten Leidenschaft. Aber ein anderer Gedanke begann ihn zu quälen. Hilde war zu sehr Künstlerin, um nur die einfache Frau eines lebenswürdigen Arztes zu sein. Eines Tages mußte das Fieber sie ergreifen, das Fieber jedes echten Künstlers, seinen Reichtum auszutreiben unter eine dankbar beglückte Menge. Was dann? Das gab Kämpfe für Rainer und für Hilde. Noch schlief in ihrer Seele der Ehrgeiz; doch wenn er erwachte? Frei war voll banger Sorge. Da kam ein Tag, der ihm Antwort auf seine Frage zu geben schien.

Kurz vor Pfingsten veranstaltete Bernhard Siegel wie jedes Jahr ein Konzert seiner Gesangs-klasse. Die erste Abteilung gehörte den Anfängern, bei der nur wohlwollende Angehörige zu Gericht saßen und bei der sehr viele Stühle im geräumigen Saal frei blieben. Nach einer längeren Pause begann um neun Uhr der zweite Teil. Das Wohlwollen verkroch sich mit der Nachsicht in die Ecken, und berufene Kritik nahm ihren Platz ein. Die Laufbahn manches jungen Künstlers hatte in diesem Saal begonnen, und wenn die Erfolgreichen auch bald ihres schlichten Lehrers vergaßen, so freute sich Bernhard Siegel doch bei jeder guten Kritik, die er über einen frühern Schüler las, und verdachte ihm nicht weiter sein kurzes Gedächtnis. Es gab Agenten und sparsame Theaterdirektoren kleinerer Bühnen, die sich alljährlich in Siegels Prüfungskonzert junge Kräfte holten, und die Kritiker machten sich Anmerkungen, mit denen sie später vor den Augen ihrer Leser glänzten.

Hilde Rainer sollte in dieser künstlerisch wertvollern Abteilung singen. Sie war die „zweite Nummer“. Anfangs wollte sie nicht; aber Siegel redete ihr zu. Er sprach sogar dialektfrei, so ernst nahm er die Sache.

„Ich weiß ja selber am besten, daß Sie noch keine fertige Künstlerin sind. Das ist auch gar nicht nötig. Sie sollen auch keine Bravourstücken singen, nur ein paar einfache Lieder! Im nächsten Jahr kommen wir dann mit etwas Großem.“

Einstweilen müssen Sie sich nur mal ans Podium und ans Publikum gewöhnen!"

"Warum?... Ich will doch keine Berufsfängerin werden!"

"So?" Siegel maß sie mit einem raschen Blick. "Wissen Sie das so genau?"

"Ganz genau!" Lachend rief Hilbe ihren Mann und legte ihm die Angelegenheit zur Entscheidung vor.

"Natürlich singst du, wenn Herr Siegel es wünscht," sagte Rainer. "Du wirst deine Sache sehr gut machen, und ich freue mich darauf."

Er dachte nicht im entferntesten daran, daß Hilbes Ehrgeiz durch das erste öffentliche Auftreten geweckt werden könnte. Auch Frei, der anfänglich über den Beschluß erschrak, beruhigte sich, als er sah, wie gleichmütig Hilbe blieb.

Am Abend des Konzertes saßen Rainer und Frei nebeneinander im Saal. Hilbe war im Künstlerzimmer bei den andern Solisten. Mit ein wenig Herzklopfen hatte sie den Raum betreten, das Mustern der Anwesenden über sich ergehen lassen und Siegels freundliche, aber flüchtige Begrüßung entgegengenommen. Es war kurz vor neun Uhr, und der Tenor, der anfangen sollte, steckte alle mit seinem Lampenfieber an. Er lief unablässig zwischen den beiden Spiegeln hin und her, betrachtete bald seine Krawatte, bald seinen zu Pudellocken gebrannten Haarschmuck, räusperte sich, sang mezza voce eine Tonleiter und erklärte zum hundertsten Male, daß es eine außerordentliche Aufopferung von ihm sei, den Anfang, den undankbaren Anfang zu machen. Hilbe begann nervös zu werden. Flehend schaute sie zu Siegel hinüber, der den zappelnden Sänger an den Klappen seines Fracks festhielt und ihm noch eilig ein paar gute Lehren gab. Als Siegel Hilbes Blick begegnete, brach er plötzlich ab, zog seine Uhr und winkte dem Klavierspieler: "Es ist Zeit, Müller; passen Sie mir auf den Tenor auf, daß er anständig aufs Podium kommt und in seiner Tappigkeit nicht ins Publikum stolpert. Und Sie, Verehrter, denken Sie daran, daß Takt eine schöne Sache ist und die Zuhörer nicht taub sind. Singen Sie, aber brüllen Sie nicht; sonst reiße ich Ihnen nachher die Ohren ab!" Der Tenor setzte eine beleidigte Miene auf, und ein paar Damen kicherten. Sofort drehte sich Siegel zu ihnen um. "Lachen Sie nicht zu früh; denn wenn Sie detonieren, Fräulein Minna, oder wenn Fräulein Marie tremoliert wie ein italienischer Straßensänger, dann nehme ich Sie nachher auch bei den Ohren!"

Müller und der Tenor waren schon draußen. Siegel stellte sich neben Hilbe dicht an die Türe und lauschte. Man hörte hier sehr gut. Hilbe war entzückt von der schönen Stimme des jungen Sängers. Auch Siegel nickte zufrieden: "Ja, Material hat er, und in so'ner Donizettischen Arie kommt das auch zur Geltung. Aber im höhern Sinne musikalisch ist der Jüngling nicht. Das werden Sie gleich hören, wenn er Lieder singt. Na, deswegen kann er doch ein guter Opernsänger werden, und ich hoffe, daß er von meiner Methode wenigstens soviel profitiert hat, um sich die Stimme nicht sofort kaputt zu schreiben. Mich soll es nicht wundern, wenn er heute abend schon auf Probefingen engagiert wird!"

Die Nummer war fertig. Das Publikum klatschte begeistert. Siegel schmunzelte: "Ach ja, so'n hohes C, das hat's in sich!"

Atemlos, aber überglücklich stürzte der Tenor ins Zimmer und auf seinen Lehrer los. Der klopfte ihm freundlich den Rücken: "Gut, gut, das war sehr brav! Ich bin zufrieden mit Ihnen." Strahlend drückte der junge Mann seine Hände; jetzt war er sehr liebenswürdig, wie ein großer, guter Junge. Die andern gratulierten ihm, am aufrichtigsten vielleicht Hilbe. Er sah ihr mit plötzlicher Bewunderung in das schöne Gesicht:



„O gnädige Frau, Sie singen sicher viel besser; ich freue mich so sehr auf Ihre Nummer.“

„Na, dann lassen Sie ihn nicht zu lange warten, Frau Rainer! Sie dürfen ihm dankbar sein; er hat das Publikum warm gemacht, die Stimmung ist gut. Kommen Sie!“

Was war das, daß es plötzlich so dunkel wurde vor Hildes Augen, daß ihr Herz klopfte in wilden bangen Schlägen und die Stimmen so weit herkamen, wie durch dicke Mauern?

„Nanu,“ sagte Siegel, „ich dachte, sie sei ganz ruhig. Aber das Warten nützt nichts, es wird besser, wenn sie draußen ist.“ Und mit sanfter Gewalt führte der Begleiter sie aus dem Zimmer, ein paar Stufen hinauf in das helle Licht des großen Saales, vor die unbarmherzigen Augen fremder Menschen.

Hilde wunderte sich, daß sie allein stehen konnte, wunderte sich, daß ihr die Noten nicht aus der Hand fielen, und horchte wie unter einem Zwang auf die ersten Takte der Begleitung. Wie unter einem Zwang setzte sie zur rechten Zeit ein und erschrak fast, als sie ihre eigene Stimme hörte. Dann, ganz jäh, wie sie gekommen war, verging die Beklemmung. Sie sang mit Bewußtsein, nicht mit der Absicht, ihr Bestes zu geben, sondern weil sie gar nicht anders konnte, weil sie in der Musik lebte, restlos in ihr aufging, sobald sie sich ihr hingab.

Als sie ihr erstes Lied beendet hatte, Schuberts: „Ich stand in dunkeln Träumen . . .“, war es einen Augenblick ganz still im Saal; dann dankte man ihr so herzlich, daß sie sich fast verlegen vorbeugte. Noch vier Lieder folgten, jedes der Träger einer andern Stimmung, und alle glückten. An den Schluß hatte Siegel Brahms'

prachtvolle „Mädchentreue“ gesetzt, weil Hildes Stimme und ihr Vortrag hiebei besonders zur Geltung kamen. Beim Aufstellen des Programms war sie ängstlich gewesen, ob ihr das musikalisch und im Vortrag sehr schwere Lied gelingen würde — nun freute sie sich darauf. Sie fühlte eine neue Kraft in sich, eine Kraft, die aus dem stürmischen Entzücken der Zuhörer erwachsen war, von ihr Besitz ergriffen hatte und immer mehr von ihr verlangte. Und Hilde täuschte sich nicht. Sie sang so gut, daß Siegel in freudigem Erstaunen den Kopf hob und etliche „Donnerwetter“ murmelte, daß Rainer seinem Freunde fast die Finger zerquetschte und das Publikum bei den von der machtvollen Melodie getragenen Schlußworten vergaß, daß es in einem Konzertsaal saß.

„Und die Treu, und die Treu, es war nur ein Wort
In den Wind damit hinaus . . .“
„O Mutter, und splittert der Fels auch im Wind,
Meine Treue, die hält ihn aus!“

Der letzte Ton war verhallt, Hilde vorbeugte sich wieder und wieder. Ganz erschöpft fiel sie im Solistenzimmer auf den nächsten Stuhl. Aber noch gab es keine Ruhe. Siegel lief mit im Rücken gekreuzten Händen im Zimmer hin und her, hielt von Zeit zu Zeit vor Hilde still, sah sie an, daß ihr fast bange wurde, schüttelte den Kopf und lief weiter. Endlich brachte ihn die nächste „Nummer“ zum Stillstand. Er schickte sie hinaus, ohne sich viel um sie zu kümmern, und als sie mit freundlichem Applaus zurückkam, sagte er ihr so geistesabweisend ein paar Komplimente, daß sich das arme Ding traurig auf einen Stuhl im Hintergrund setzte. Vor Hilde kniete der Tenor, nannte sie Schwester in Apoll und brachte seinen Blödsinn mit soviel Begeisterung vor, daß ihm niemand böse sein konnte. (Fortsetzung folgt).

Ueber die Balladen Spittellers.

Nachdruck verboten.

Alle Rechte vorbehalten.

(Schluß).

Spitteler fügt seinem Balladenbuch noch die Abteilungen: „Spruch und Lied“, „Sinnbilder“, „Denkwürdigkeiten“ an. Sie enthalten viel Wertvolles und für den Dichter sehr Wesentliches. Von bildnerischer Vollendung sind hier wieder: „Die sieben Köhlein“, „September“, „Aurora“, „Der Ostwind“, „Oktober“. „September“ hat symphonische Schönheit. In „Aurora“ kündet sich das Phantasielied des „olympischen Frühlings“ an:

Wenn der Tau vom Himmel fällt,
Zieht Aurora lei' durchs Feld,
Steigt beim Morgensternenschein
Auf den düstern Sonnenrain.
Nimmt drei Rosen von der Brust,
Streut die Blätter in die Luft,
Winkt mit ihren weißen Händen
Viermal nach den Himmelsenden:

„Winde, kommt die Locken schütteln!
Alles Leben muß man rütteln.
Jede Wurzel darf man loben
Und, was tüchtig ist, erproben.“

Tausend naben sie, die raschen.
Und im Sturm die Rosen haschen.
Führen ihre Beute schnelle
Durch die frische Morgenhelle,
Mütteln Wurzeln, Stamm' und Mauern,
Ob sie halten, ob sie dauern.
Stürzen um die morschen Schäfte,
Blasen Jugend in die Säfte.

Doch Aurora hebt die Hand,
Spricht den Regen übers Land:

„Was vergangen, sei vergeben.

Wer da glaubt und hofft, wird leben.

Was da faul ist, das muß fallen.

Gruß von Gott den Mutigen allen!“

Es fällt mir schwer, nicht auch das „Leuchtschiff“ im Wortlaut wiederzugeben. Es versinnbildlicht, an Schönheit mächtig bis zum Ueberquellen wachsend, denselben sieghaften Aufschwung. Ich möchte es wohl ein Gegenstück zu „Meeresstille und glückliche Fahrt“ nennen. Dieser erste Aktord: „Horch, da rauscht ein weiches Rad, wie die Sense mäht die Mahd“ bricht wunderbar erlösend und elementar in die schwer lastende Morgenstille herein.

Wunderbar erzählt, farben- und stimmungsschwer sind „Die Jurakönigin“ und „Die drei Fliegen“. In „Fatime“ nehmen Verzweiflung wie sanfte Klage ihre ergreifendsten Akzente an, werfen auf die Landschaftsbilder einen grandiosen Wechsel von Licht und Schatten. In Spittellers Weltbilderbuch, das hier „Spruch und Lied“ und „Sinnbilder“ im kleinen repräsentieren, gleicht sich keine Seite. Zwischen den schwerfälligen finden wir scheinbar mit müßigem Stiff, aber wie fein und sicher hingeworfene Gestalten! Man denke an „Derjardar, das braune Türkenkind“ und das Prinzzeßchen am Goldschweizer mit der fremdartig sorglosen Vergnügtheit!

Die Standpunkte, von denen aus Spitteler die Weltgeschichte betrachtet, liegen ganz seitab von den gewöhnlichen Straßen. Die geschichtlichen, teils auch mythologischen „Denkwürdigkeiten“ tragen denn auch ihren Namen mit großem Recht. Sie haben vorwiegend gedankliche Bedeutung. Künstlerisch zeichnen sie sich aus durch Prägnanz der Darstellung und der Sprache und insbesondere durch die Treue des historischen